

Zu Besuch bei Paul Badura-Skoda

Lebensfreude



Paul Badura-Skoda ist eine lebende Legende. Geboren im Jahr 1927, war er bald ein Jahrhundert lang ein wichtiger Protagonist der Musikgeschichte. Jung im Geist und von entwaffnender Offenheit, nimmt er seinen Gesprächspartner mit in eine Zeitmaschine und schickt ihn zu Besuch bei großen Künstlern wie Lipatti, Cortot, Karajan, Furtwängler, Schnabel, Edwin Fischer oder David Oistrach.

Vis à vis vom Haus, das Paul Badura-Skoda im Herzen Wiens bewohnt, steht ein Klavier auf der Straße, auf dem jeder spielen darf, der möchte. Ein Stück weiter befindet sich ein kulturelles Jugendzentrum. Stehen sie sinnbildlich für einen Mann, der die Fackel weitergeben möchte? Seine Wohnung im zehnten Stock beherbergt unzählige Bücherregale, fünf Konzertflügel und ein Hammerklavier, allesamt sorgfältig abgedeckt an diesem knallheißen Sommertag. Wir werden aufs Allerherzlichste mit Petit Fours empfangen, einer köstlichen Wiener Spezialität, dazu Kaffee und viel Wasser – das Beste was es gibt auf der Welt, schon seit der Kaiserzeit, wie Paul Badura-Skoda erklärt. „Man isst das am besten einfach aus der Hand“. Badura-Skoda genießt das Leben, auch wenn seine Gesundheit zu wünschen übrig lässt. „In meinem Zustand genieße ich es umso mehr, jeder Tag ist eine Gnade. Man lebt viel bewusster, wenn man am Ende seines Lebens angekommen ist. Ich bin erstaunt darüber, wie viel Kraft mir die Musik gibt.“ Recht bald kommt das Gespräch auf Dinu Lipatti. 2010 war Paul-Badura Skoda in Besançon aufgetreten, 60 Jahre, nachdem Lipatti dort sein letztes Rezital gegeben hatte, eine Verbeugung vor dem bedauernswerten Pianisten. „Er stand, ebenso wie ich heute, jeden Tag dem Tod gegenüber. Obwohl er sehr jung war, hatten seine Interpretationen Tiefe und Reife, die man sofort erkannt hat. *Jesus meine Freude*, das möchte man nur noch in seiner Version hören. *Tod und Verklärung*, das hat Strauss gut erkannt.“

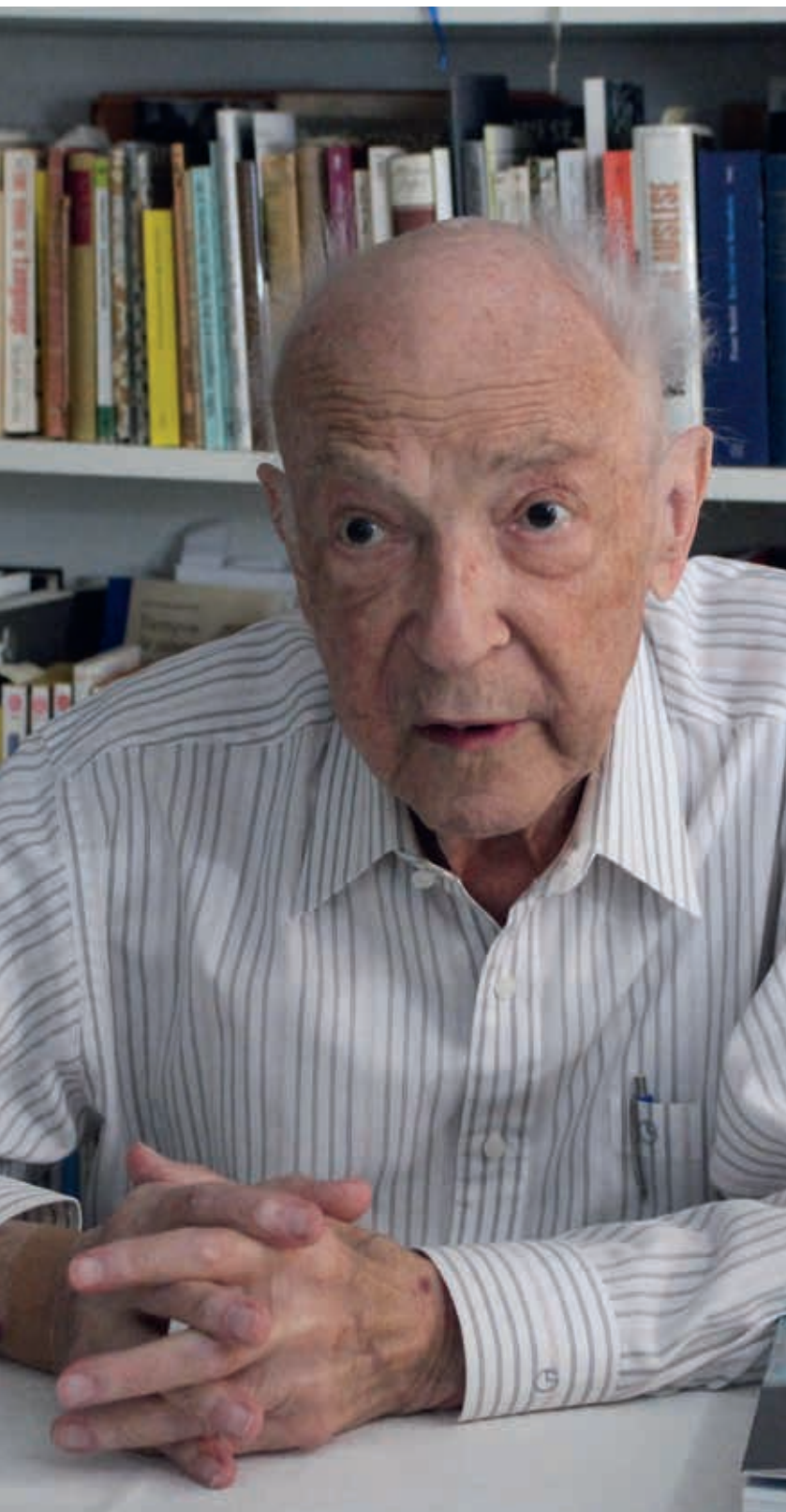
Paul Badura-Skoda saß im Publikum, als Lipatti zusammen mit Karajan in Zürich das legendäre Mozart-Konzert gab, das später auch als Aufnahme veröffentlicht wurde „Das C-Dur Konzert klang so traurig, dass man hätte weinen mögen, er war schon so schwach.“

Karajan

Badura-Skoda hatte selbst mit Karajan zusammengearbeitet, anderthalb Mal, wie er sagt. „Er hat mich immer freundlich und herzlich behandelt. Ich war sehr beeindruckt von Karajans erstem Konzert nach dem Krieg. Wenn die Wiener Philharmoniker ihn auch eiskalt fanden, so konnte er doch vor allem in der Oper Wärme ausstrahlen. Ich sollte mit ihm die *Variations Symphoniques* von César Franck machen. Natürlich war ich ihm dankbar, doch konnte man mit diesem kurzen, langsamen und leisen Stück wenig Erfolg einheimen, auch wenn man noch so gut spielte. Damals war er noch nicht der „große Karajan“, aber er erteilte mir eine ganze Woche lang Klavierunterricht, um mir zu erklären, wie ich

„Mein Reifungsprozess war sehr langsam.“

das Stück zu spielen hätte. Andere Pianisten haben die gleiche Erfahrung gemacht, denn wenn man mit Karajan spielte, begleitete man den Dirigenten und nicht umgekehrt. Das „halbe“ Engagement war das Konzert für drei Klaviere von Mozart, mit Jörg Demus und mir. Karajan, selbst ein passabler Pianist, übernahm, während er dirigierte, den einfachen dritten Part selbst. Ich weiß noch, wie ihn die Orchestermitglieder aufzogen und zu ihm sagten: ‚Das müssen sie aber noch üben‘. Demus hat auch in Amsterdam noch mit Karajan gespielt, da haben sie eine halbe Stunde lang daran geprobt, wie sie die Treppe herunterkommen. Die Inszenierung war für Karajan immer sehr wichtig.“



„Musiker sind gesellige Menschen, wir kommen leicht in Kontakt.“

„Zum Glück war ich nie beim Militär, als Zwangssoldat andere tot zu schießen, wäre für mich das Grausamste gewesen. Ich bin so dankbar, dass wir in Europa ein klein wenig daraus gelernt haben.“

Walter Legge, der legendäre EMI-Produzent, war bei Badura-Skoda's erstem Konzert mit Karajan zugegen, sah für ihn aber kein großes Engagement bei His Masters Voice. „Ich bin heute noch dankbar dafür, denn so konnte ich mich ohne Hast bei kleinen Plattenfirmen entwickeln, mein Reifungsprozess war sehr langsam.“ Ungeachtet dessen war Badura-Skoda lange Zeit Rekordinhaber mit den meisten Aufnahmen von klassischer Musik.

Beethoven

Auch Furtwängler engagierte ihn. „Er war in Wien sehr beliebt. Ich war bereits ein junger Star, er gab mir den Rat, mich mit Literatur zu beschäftigen, vor allem aber auch das Leben nicht zu vergessen! Auf seine Empfehlung hin unternahm ich lange Wanderungen, fuhr mit der Straßenbahn bis zur Endhaltestelle, von wo aus man stundenlang durch die Wälder ziehen konnte. Eines der ersten Konzerte, das ich von ihm hörte, war Beethovens Neunte. Ich kannte nur Beethovens Klaviermusik, und das überkam mich wie ein Chaos, ein Gebilde von solchen Dimensionen, da kam ich überhaupt nicht mehr mit.“

Josef Krips sah in Badura-Skoda den geborenen Dirigenten. „Nicht nur geboren“, sagt er mit augenzwinkernd, „ich habe Dirigieren sogar auch studiert. Krips war zu der Zeit Dirigent der Wiener Staatsoper und wollte mich als Assistenten engagieren. Ich war vollkommen verblüfft. Ich bin stolz auf meine Aufnahmen mit dem Prager Kammerorchester, und schon immer war ich fasziniert davon, wie die Bewegungen des Dirigenten den Klang beeinflussen. Furtwänglers Technik, wenn man das noch Technik nennen kann, war außergewöhnlich. Auf die Frage, wie die Wiener ungeachtet seiner chaotischen Bewegungen so exakt zusammenspielen konnten, lautete die Antwort stets: ‚Wenn er anfängt, zählen wir 1, 2, 3, und spielen‘. Ein anderes Orchestermitglied sagte mir einmal: ‚Wir lassen ihn eine Zeit herumfuchteln, und wenn uns die Geduld ausgeht, dann spielen wir‘. Furtwänglers *Don Giovanni* von 1953 ist unübertroffen, keine Aufnahme ist aber in der Lage, seinen wunderbaren Klang wiedergeben. Die Brücke zwischen dem Mechanischen und dem Erklingenden ist ein Wunder. Wie das funktioniert, lernen wir durch Selbstbeobachtung im Lauf unseres Lebens. Kinder brauchen darüber nicht nachzudenken, die Bewegungen und die geistigen Vorgänge funktionieren bei ihnen ganzheitlich.“

Im vergangenen Jahr gab Paul Badura-Skoda anlässlich seines Geburtstags im Oktober noch einen Schubert-Abend. An seinem 90. Geburtstag vor zwei Jahren spielte er die drei letzten Sonaten von Beethoven im Goldenen Saal des Wiener Musikvereins. Diese Sonaten begleiten ihn schon sein ganzes Leben, aber die *Bagatellen* op. 126 lernte er speziell für diesen Anlass. „Das ist auch etwas, was Musiker von anderen Menschen unterscheidet: Man kann immer noch dazulernen und auch das bereits Erlernte vertiefen, auch wenn der Lernprozess langsamer geht. Opus 111 hörte ich zum ersten Mal, als ich 13 oder 14 Jahre alt war, Kurt Rapf hatte sie gespielt, ein sehr guter, aber mittlerweile fast vergessener Wiener Komponist und Organist. Technisch war ich in der Lage das

zu spielen, aber ich hatte nicht den inneren Zugang zu einem Adagio von Beethoven, vor allem nicht zu dem von Opus 111, das meiner Ansicht nach viel mit dem Buddhismus zu tun hat. Ich habe 30 Jahre gewartet, bevor ich diese Sonate öffentlich gespielt habe.“

Sprache

„Ich bin Edwin Fischer sehr dankbar, dass er mich so ermutigt hat. Er schrieb wunderbare Bücher über Musik, war ein begabter Amateurmaler, züchtete Rosen und war ein großer Kenner von Goethe und Mörike. Schnabel war eher intellektuell, das hat seine Vor- und Nachteile, doch waren sich beide im Grunde sehr ähnlich, und sie haben sich gegenseitig sehr geschätzt.“ Musik und Sprache sind einander für Badura-Skoda eng verbunden. „Als ich zum ersten Mal in Italien war, kannte ich Begriffe wie *allegro ma non troppo*, konnte damit aber keinen Teller Spaghetti bestellen. Wenn man sich in einer Fremdsprache verständlich machen kann, ist das ein großartiges Gefühl. Spanisch habe ich gelernt, als ich in Carmen verliebt war. In den letzten Jahren habe ich mir angewöhnt, Melodien mit einem poetischen Text zu unterlegen, der genau zum Rhythmus passt, wie in der B-Dur-Sonate D960 von Schubert:

„Der Tag war
licht und warm,
Nun ruht das weite Land,
O Gott, bald ruh auch
ich in deiner Hand.“

Darauf bin ich stolz, der Sprachrhythmus ist sehr wichtig, selbst unter den großen Pianisten begreifen das nur wenige.“

Virtuos

Heute ist Badura-Skoda als Interpret der Wiener Klassik berühmt, in seiner Jugend kannte man ihn aber vor allem als Virtuosen. Seine Interpretation von Tschairowskys erstem Klavierkonzert galt als Sensation, und er gewann seinen ersten Wettbewerb in Österreich mit Liszts Klavierkonzert Nr. 1. Der zweite Preis ging an Ingrid Haebler. „Ein Kritiker schrieb, dass sie mit ihrem innigen Mozartspiel mehr Eindruck gemacht habe. Ich dachte mir: ‚Das kann ich auch!‘“ Er vertiefte sich in Autografe und verschiedene Druckfassungen. Voller Enthusiasmus berichtet er: „Heute morgen habe ich in der a-Moll Sonate von Schubert wieder einen Bogen entdeckt, den noch niemand vor mir gesehen hat!“ Auch Mozarts Briefe waren eine Offenbarung für ihn. „Durch sie begreift man die Musik besser. Natürlich gibt es immer wieder Phänomene wie Menuhin, die, auch als Wunderkinder ohne die

Art und Weise zu verstehen, das richtige Wissen haben. Ich habe immer noch den Plan, ein Buch zu schreiben zum Thema *Wie wird man musikalisch?*, denn Vieles, was wir musikalisch empfinden, lässt sich auch auf ganz rationale Weise ausdrücken, und ich bin immer wieder überrascht, wie schwierig es ist, selbst guten Schülern die einfachsten musikalischen Gesten zu vermitteln.“ Ganz zu schweigen von dem nicht greifbaren „Wiener Rubato“, das manchen zufolge mit Paul Badura-Skoda verschwinden wird. Diese Ansicht befremdet ihn beinahe: „Das hoffe ich nicht, ich kenne schon ein paar Leute, die es auf ihre eigene Weise auch in sich tragen. Wie beispielsweise Jorge Luis Prats, bei ihm klingt alles so authentisch. Die scheinbar ortsgebundene Kunstfähigkeit ist im Grunde urmenschlich.“

Bösendorfer

Voller Begeisterung ist er über das neue Instrument von Bösendorfer. Auf Youtube kann man sich einen kleinen Film anschauen, in dem er die Qualitäten des Instruments hervorhebt. „Die Konstruktion der neuen Instrumente habe ich nur indirekt verfolgt, aber ich konnte schon einige Ratschläge geben. Ich hatte das Glück, einen sehr schönen Bösendorfer Imperial zu erwerben, auf dem Glenn Gould noch gespielt hat, und der fand es ein wunderschönes Instrument. Als ich früher einmal nach einer langen Konzerttournee wieder nach Hause kam – ich versuchte unterwegs, alle Instrumente genauso schön klingen zu lassen wie mein eigenes Klavier – da dachte ich: Er klingt ja gar nicht so gut, er klingt hölzern, der schwingt nicht. Er war zwei Monate nicht richtig gespielt worden, von Schülern, und nach einer Woche war der Flügel wieder in Ordnung. Der Flügel reagierte wie ein Kater, der böse ist, wenn sein Frauli ihn eine Zeit alleine lässt.“ Während er an einem seiner Steinways noch für ein Foto posiert, erzählt er von einem amüsanten Vorfall. „Ich besitze diesen Steinway jetzt seit 60 Jahren, ich habe ihn „bösendorferisiert“, mit weich singenden Tönen. Für die Aufnahme einer Beethoven-Sonate habe ich zufällig, bedingt durch die Umstände, sowohl dieses Instrument als auch einen Bösendorfer benutzt, und nur ich weiß, an welcher Stelle welcher Flügel erklingt.“ Augenzwinkernd fügt er hinzu: „Das können sie ruhig schreiben, diese Anekdote kommt ja sowohl Bösendorfer als auch Steinway zu Gute.“ Schnell wird er wieder ernsthaft: „Das Klavier sieht aus wie ein rein mechanisches Instrument, wie kommt es, dass man ihm eine Seele einhauchen kann, so wie es große Pianisten wie Fischer und Cortot getan haben? Fischer konnte Klänge aus dem Flügel zaubern, als gäbe es da noch eine Dimension außer der mechanischen Übertragung. Es spielen beim Anschlag noch mystische Qualitäten eine Rolle, unerklärlich, denn selbst auf weniger guten Aufnahmen kann man Fischer heraushören.“

Cortot

„Cortot gab in Wien immer seine besten Konzerte. Er war durch seine großartigen Schallplattenaufnahmen bereits eine Legende, und er hatte, was ich sehr sympathisch finde, schreckliches

„Zum Glück gibt es immer noch echte Persönlichkeiten.“

Lampenfieber. Während seines ersten Konzerts spielte er Chopins *Fantasie* op. 49, und in einer sehr unangenehmen Passage ging alles daneben, was nur daneben gehen kann. Mein treuer Freund Jörg Demus ging nach der ersten Hälfte enttäuscht nach Hause. Nach der Pause spielte Cortot dann u. a. Liszt, mit wundervollen Nuancen. Daraufhin ist Demus – und das spricht für meinen Freund Demus – doch noch zum nächsten Konzert gekommen, und das war eines der großen Erlebnisse meines Lebens, mit Schumanns *Kreisleriana* und den *Préludes* von Chopin. Es war, als ob Chopin selbst gespielt hätte, und man hatte das Gefühl, als spielte er nur für dich allein.

„Die Fackel weiterreichen“, das hat Cortot gesagt, und das ist meine wichtigste Aufgabe. Wir sind in einer Grenzsituation, in der

die klassische Musik sehr bedroht ist. Ich höre Gewinner großer Wettbewerbe, die technisch fulminant sind, aber man kann sie kaum voneinander unterscheiden. Zum Glück gibt es immer noch echte Persönlichkeiten.“

Oistrach

Nun sind wir schon beinahe zwei Stunden ins Gespräch vertieft. Um es abzuschließen, werfe ich ein, wie sehr ich Badura-Skoda's Zusammenspiel mit David Oistrach bewundere. Seine Zusammenarbeit mit Oistrach gehört in der Tat zu seinen kostbarsten Erinnerungen. Im Booklet der entsprechenden CD-Kollektion schreibt er sehr plastisch darüber. „Lassen sie uns doch hören, welchen Eindruck wir jetzt davon haben. Das ist ein schöner Abschluss unseres Gesprächs“, sagt Badura-Skoda und legt die CD in den Player. Sogleich zaubert Mozarts Sonate KV 377 ein beseeltes Lächeln auf sein Gesicht. „Ich bin froh über diese Aufnahme, welch ein Reichtum ist Mozart doch, und dies ist nur eine sogenannte kleine Sonate! Schön!“

Ja, Freude am Leben, die kennt er wohl. Schön, wenn man dabei so alt werden – oder besser gesagt: jung bleiben kann.

ERIC SCHOONES



FOTOS: JOACHIM SCHOONES

„Ich spreche nicht gern über meinen Zustand. Das ist furchtbar bei alten Menschen, sie sprechen nur über sich selbst.“